

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 11 (1928)
Heft: 13

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Daher konnte er auch in verschiedenen Abschnitten seines Lebens mit dem Gedanken spielen, seine angestammte Religion zu ändern, z. B. in Aegypten Mohammedaner, vor dem Konkordat Protestant zu werden. Wenn er Katholik geblieben ist, so fallen dafür ganz andere, besonders staatliche Gründe in Betracht. So sagte er während den Konkordatsverhandlungen: »Man wird behaupten, dass ich Papist bin, ich bin aber gar nichts, ich war in Aegypten Mohammedaner, hier werde ich zum Wohle des Volkes Katholik sein.« Ob nicht Goethe mit seinem Pantheismus hier von Einfluss gewesen ist? Man weiss ja, dass sie miteinander verkehrt haben. Für die geschriebenen Dogmen der Kirche hatte er kein Verständnis. Ein Beispiel dafür ist ein Ausspruch auf St. Helena: »Ich bin weit davon entfernt, Atheist zu sein, aber ich kann nicht glauben, was man mich unter Missachtung meiner Vernunft lehrt, das Gegenteil wäre Lüge und Heuchelei.« Die Glaubenslehren der Kirche haben schon dem ersten Ansturm seiner Verstandeskräfte nicht standhalten können, dagegen ist ihm bis an sein Lebensende die Gottesidee in ihrer unbestimmbaren attributlosen Form nie abhanden gekommen. Der Mangel an Gottesglauben stellte für ihn das Dasein von Mensch und Staat in Frage. Die Freimaurer bezeichnete er als: »Leute, die zusammenkommen, um gut zu essen und sich zu amüsieren«. Den Wissenschaftlern, wie Lalande, welche den Atheismus vertraten, trat er in schroffster Weise entgegen. An seinem Hof hatten dieselben keinen Zutritt. Die Freimaurer benützte er nur politisch gegen den Papst. Napoleon trat für die Gottesidee aus rein persönlichem Gefühlsdrang ein, um die Religionsformen kümmerte er sich wenig, solange sich dieselben nicht in die öffentlichen Angelegenheiten mischten. Niemals hat er Protestanten, Orthodoxe, Juden, Mohammedaner um ihres Glaubens willen verfolgt, sondern sie seinem Staatswesen eingegliedert und dies nicht nur aus Staatsrücksichten, sondern ebenso sehr auch aus Gleichgültigkeit gegen die einzelnen Glaubensformen. Wichtig war ihm dabei immer nur das zentrale Bekenntnis zum Gottesbegriff. »Wenn ich religiös wäre, hätte ich wohl das, was ich getan habe, gar nicht tun können,« das ist sicherlich das Tiefste von allen seinen Geständnissen. Also nur die Anerkennung des Gottesbegriffes machte ihm die Religionen geniessbar. Wiederholt spricht er den Juden den Ruhm zu, tausend Jahre vor den anderen Völkern das Dasein des einen lebendigen Gottes erkannt zu haben. Deshalb auch gewährte er dem Kloster auf dem Berge Sinai seinen ganz besonderen Schutz und erwähnt dies in seinem Tagesbefehl vom 19. Dezember 1798 mit den Worten: »Aus Ehrerbietung vor Moses und der jüdischen Nation, deren Kosmogonie uns die entferntesten Zeiten vor Augen führt.« Islam und Koran scheinen ihm ganz speziell am Herzen zu liegen, die unmittelbare Sinnkraft dieser Religionen führte ihn sogar dazu, ihr den Vorzug vor dem den Leib zu Gunsten der Seele abtötenden Christentum zu geben, Moses und Mohammed waren in seinen Augen Führer des Volkes, die Gesetze gaben und damit die staatlichen Ange-

legenheiten ordneten, Christus dagegen war nur ein Prediger. Vor allem hat Mohammed mit dem Schwert — da dringt der Militär Napoleon im Unterbewusstsein durch — in fünfzehn Jahren die Welt für seinen Gottesglauben erobert, während das Christentum doch dreihundert Jahre dafür gebraucht hat. Dabei aber steht Christus doch bei ihm in grösster Achtung, nicht der Christus der Dogmenkirche, sondern der Christus der Urkirche. Er erklärte auf St. Helena einmal, dass er überzeugt sei, wenn Alexander der Grosse und Napoleon von der Weltgeschichte vergessen wären, man doch noch von Christus sprechen würde, allerdings von dem Christus der Urkirche, nicht von dem der Dogmenkirche. Mohammed besonders wird von Napoleon verehrt deshalb, weil seine Religion zugleich staatliches Handeln und staatliche Autorität enthielt. So steht Napoleon ausserhalb jeder Religion, steht aber mit seiner ganzen Persönlichkeit für den attributlosen Gottesbegriff ein, weil derselbe autoritativ für ihn, d. h. für seinen Staat sich manifestierte.

Da ist der Ort, seine Auffassung mit der eines Friedrich des Grossen in einen Vergleich zu bringen. Durchaus auf dem gleichen Standpunkt stehen beide in ihrer prinzipiellen Auffassung über die Religionen. »In meinem Staat kann jeder nach seiner Fassung selig werden,« sagt Friedrich, und Napoleon legt den verschiedenen Religionen kein Hindernis in den Weg, solange sie sich nicht in den Staat hinein mischten. Wie steht es aber mit dem Gottesglauben dieser beiden grossen Männer? Den Standpunkt von Napoleon haben wir soeben erläutert und gesehen, dass er darüber keine einwandfreie, abgeklärte Meinung hatte, für ihn war Gott etwas Unbestimmtes, ein mehr Gefühlsmässiges, in Verbindung mit der Natur. Und nun Friedrich der Grosse? Auch er ist in Widersprüchen stekken geblieben, er glaubt nicht an den christlichen, wohl aber an einen philosophischen Gott, den er nicht von der Welt getrennt, aber auch nicht als reinen Geist sich denken kann, weil er sich von seinem Wesen, das keinen Raum einnimmt, also nirgends existiere, keine rechte Vorstellung machen konnte. Dabei schliesst er aber doch aus der angeblichen Zweckmässigkeit der Welt und aus dem Wesen des menschlichen Geistes auf ein höchstes Wesen. Also, Sie sehen klar, dass beide grossen Männer auch bezüglich des Gottesbegriffes im Grunde genommen auf demselben Boden stehen. Es scheint daher die Annahme berechtigt, wenn wir an dem dritten Geistesheros der damaligen Zeit, an Goethe denken, dass alle drei im Prinzip eine pantheistische Gottesidee hatten. Ob dies nicht ein Ausfluss der damaligen Zeitströmung war, ist eine weitere Frage für sich.

Trotzdem aber Napoleon der Religion als solcher indifferent gegenüber steht, so bleibt er doch ein entschiedener Parteigänger seiner ihm angestammten Glaubensformen und zwar allerdings nur aus rein äusserlichen Gründen. Und da, gerade weil der Katholizismus frei ist von Seelensubstanz und die Seele des einzelnen Anhängers kaum in Anspruch nimmt, da-

Feuilleton.

Die Entstehung der Welt im Glauben der Völker.

(Schluss.)

W. A. Rn. Gehen wir in den semitischen Kulturkreis über, zunächst zu den Babyloniern. Nach den 1873—75 in Kujundschi an der Stätte des alten Ninive in heute wieder umstrittenen Irak von George Smith ausgegrabenen Tontafeln existierten zuerst die beiden Chaosmächte Mummu und Tiāmat. Diesem Paar entsprangen dann die jüngeren Götter als Naturkräfte und gesetzmässig ordnende Gewalten unter Führung von Marduk. Ein furchtbarer Kampf zwischen ersteren und letzteren entbrennt, der mit Vernichtung des Chaos endet. Aus der Leiche der Tiāmat schuf Marduk die Erde und verteilte die Obliegenheiten der andern Götter, um zuletzt aus seinem Blute und Bein den Menschen zu erschaffen. Wie wir sehen, standen die Verfasser der Bibel bereits unter dem Einfluss der babylonischen Ueberlieferung.

Was die Phönizier, diese grosse Seemacht des Altertums, betrifft, so sind über deren Schöpfungsmythen nur spärliche und unsichere Berichte zu uns gelangt. Aus diesen lassen sich folgende Prinzipien herauschälen: Von Anfang an bestanden eine Urmasse (Chaos) und Luft (Pneuma), letztere als geistiges Lebensprinzip. Beide zusammen erzeugen Pothos (Liebesverlangen), und daraus entsteht das Welte, das sich dann zur vollendeten Welt entwickelt.

Schwierig ist es, aus der altägyptischen Religion und Ueberlieferung eine Schöpfungsgeschichte herauszuschälen, da die betreffenden Mythen je nach der Lokalität sehr verschieden sind. Nach derjenigen von Heliopolis z. B. lagen Himmel und Erde in enger

Verschlingung, Schu (der Luftraum) trennte sie dann, und die Sonne begann ihren Lauf. Queb und Nut produzieren dann Osiris, den Gott des fruchtbaren Landes und des Nils, nebst Set, den Gott der Wüste, sowie Isis und Nephthys, und die Welt ist beisammen. Ähnlich den Griechen gab es daneben eine Reihe von privaten auf philosophischer Spekulation beruhenden Hypothesen.

Von den Ueberlieferungen der Slawen aus vorchristlicher Zeit ist nichts auf uns gedrungen, spätere Schöpfungssagen sind ausgesprochen christlicher Herkunft und handeln von Gott, dem Satan und Engeln und können daher hier übergangen werden.

Nach den finnisch-türkischen Ueberlieferungen existierten von Anfang an ein Urmeer, Götter und merkwürdigerweise Vögel. Die Welt ist nach den einen aus einem Entenei, nach anderen aus vom Grunde des Urmeers durch den ersten Menschen heraufgeholt. Erde entstanden. Viele dieser Sagen haben aber deutlich christliche Anklänge.

In China ist ebenfalls ausser aus dunklen Quellen stammenden vereinzelten Märgen nicht viel über die Schöpfungsgeschichte aufzutreiben. Es ist nicht zu vergessen, dass die namentlich für ihre Zeit sehr hoch stehende Lehre des Konfuzius in ihrer reinen Form ein wissenschaftliches philosophisches System und keine Religion ist, das sich bei seiner sachlich-kritischen Art möglichst vor Spekulationen und Phantastik hütete. Und da der damalige Stand der exakten Forschung ein Eindringen in die Geschichte der Schöpfung nicht erlaubte, war Konfuzius so vorsichtig, auch keine Mythen darüber aufzutreiben. In anderen Ueberlieferungen aber taucht wieder das berühmte Welte, aus dem Chaos bestehend, auf. Das Helle und Reine darin wurde dann zum Himmel, das Schwere und Trübe zur Erde. Oder die Welt wurde aus dem vom Gotte Yü getöteten neunköpfigen

gegen aber mit der vollen Kraft der sinnlichen Einrichtungen und Gebräuche nach aussen hin manifestiert, passt ihm diese Richtung, indem sie seine innerste Auffassung von einem attributlosen Gott in keiner Weise touchierte. Dabei wurde diese Seite noch mächtig unterstützt durch Boden und Blut seines Stammes. Korsika und das Elternhaus in seiner Mutter Lätitia und seinem Oheim Luzian, dem Archidiakon an der Kathedrale von Ajaccio, besorgten dies gründlich. Beide sind typische Vertreter der südlichen Art von Katholizismus, welche der nordischen Auffassung gegenübersteht, indem sie sich nicht in die tiefsten Probleme geistig zu versenken sucht, sondern nur die überlieferten Formen übernimmt und die vorgeschriebenen Weihehandlungen ausführt: eine sinnliche Form von Religion entsprechend der südlichen Landschaft in Anlehnung an die letzten Reste vergangener heidnischer Zeiten. Dabei hat speziell Korsika mehr, als anderswo, in Luft und Boden die Triebkräfte antiker Kulturbildungen fast unverehrt in die neue Zeit hinübergerettet. Hier war der Kultus des Christengottes dem der heidnisch-sinnlichen Religionen am nächsten geblieben, in seinem Wesen ganz von der naiven Verehrung seiner Heiligen, ihrer kindlichen Aeusserungen und Devotionen analog den alten Götterkulten befangen. Napoleon nahm seine religiöse Nahrung mehr aus dem Boden und der Luft Korsikas, aus den heimatlichen Bräuchen und Stammesüberlieferungen, als aus der Ferne, sagen wir aus Rom, der Hochburg des Katholizismus. Daher ist für ihn die ganze Sache mehr die Ausübung eines reinen Augen- und Ohrenkultus, viel eher eine Stammesgewohnheit. Das Schlagen des Kreuzes, das Läuten der Glocken sind ihm als dauernde Vergegenwärtigungen des Kirchenglaubens geblieben. So sieht man Napoleon in vielen schwierigen Lagen seines Lebens ganz triebhaft das Zeichen des Kreuzes über sich machen, genau so, wie es auch ein ganz einfältiger Südländer zu machen gewohnt ist. Was die Glocken für ihn bedeuten, überschreitet jegliches Mass, in ihnen wirkt durch die Macht des angeblichen Sinneseindrucks hindurch die ganze Kraft seiner Kindheitserinnerungen und damit ihr lebendiger Glaubensinhalt. Auf St. Helena entbehrte er vor allem den Klang der Glocken: »Ich kann mich nicht daran gewöhnen,« sagte er, »die Glocken nicht mehr zu hören; niemals hat der Klang einer Glocke mein Ohr getroffen, ohne meine Gedanken auf die Eindrücke meiner Kindheit zurück zu lenken.«

Als dem Glauben seiner Kindheit, als dem Glauben seiner Heimat, als dem Glauben seiner Ahnen bekennt sich Napoleon zum römisch-katholischen Christentum. Er sagt es selbst auf St. Helena, dass diese stammhafte Zugehörigkeit zum Katholizismus, die Erinnerungen seiner von ihm durchtränkten Kindheit den Ausschlag gegeben haben, als er vor dem Konkordat im Begriffe stand, die Religion in Frankreich zu erneuern und man ihm von vielen Seiten den Protestantismus aufzudrängen suchte: »Ich hing tatsächlich an der Religion meiner Kindheit.« Deshalb hält er, wie sehr er selber später den Sakramenten auswich, am Wert der ersten Kommunion und der Firmung für

die Jugend fest. Daher fängt sein Testament mit dem Satz an: »Ich sterbe in der apostolischen und römischen Religion, in der ich geboren bin.« Daher ist es auch zu verstehen, wenn er die Auffassung vertritt, dass jeder Mensch in der Kirche desjenigen Kultus beigesetzt werden sollte, zu dem er sich bekannt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. L. B.

Die Gegenwartsprobleme der protestantischen Theologie.

4. Die Bibelloffenbarung und der heutige Mensch.

(Schluss.)

Dr. E. H. Die Wissenschaft im Allgemeinen, die Naturwissenschaften im Besonderen haben durch ihren ungeahnten Aufschwung den Glauben gezwungen, sich gewisser Reste von (primitiver) Wissenschaft zu entledigen, nicht, um sich auf sein Gebiet zu beschränken — denn der Glaube ist universell — sondern um sich die Art und Weise seiner Beziehung zu allem Seienden deutlicher zu machen. Da Wissenschaft es nur mit der Erforschung der raumzeitlichen Dinge und Begebenheiten zu tun hat, können die Forschungen dem Glauben gar nicht gefährlich werden; der Glaube hat sich auch gar nicht in diese Dinge einzumischen. Die bedenklichste aller theologisch-apologetischen Künste aber ist es, sich mit Vorliebe in den Lücken der wissenschaftlichen Theorien anzusiedeln. Sind sich beide Gebiete, Glaube und Wissen, ihrer Kompetenzgrenzen klar bewusst, so ist es unmöglich, dass irgend eine der wesentlichen Positionen des christlichen Glaubens durch die Veränderungen des wissenschaftlichen Weltbildes in Mitleidenschaft gezogen werden kann. Der Konflikt des Glaubens mit der Wissenschaft ist nie ein schwerer, nie einer, der aufs Zentrale geht. Dieser schwere Kampf aber wird ausgefochten zwischen Philosophie und Glauben. Nicht die Wissenschaft selbst, wohl aber die Vernunftautonomie, die falsche Einschätzung der Wissenschaft ist der grosse Gegner des Glaubens, jener Wissenschaftsmonismus und Aberglaube an eine Wissenschaft, die alle möglichen Erkenntnisse in sich schliesse. Ueber die Unrichtigkeit dieses Wissenschaftsmonismus würde jede besonnene Methodenlehre oder Erkenntnistheorie Aufschluss geben. Schon in Bezug auf die Bibel sollte dieser methodische Monismus zurückgedrängt werden und Platz lassen einer über allen andern Einzelwissenschaften stehenden Wissenschaft, die nun von den Voraussetzungen der Bibel selbst ausgeht, die die Bibel erforscht unter dem Gesichtspunkt der besonderen Offenbarung. Das wäre eine theologisch-biblische Wissenschaft, und ihr methodisches Kriterium wäre dasselbe wie für alle andern Wissenschaften auch: Streng methodische Durchführung dieses Prinzips.

Drachen gebildet. Oder 5 Alte (5 Elemente) setzten das Chaos schöpferisch in Bewegung etc.

Die vorkonfuzianische und vorbuddhistische Ueberlieferung Japans, wie sie im Kojiki und Nihongi (im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung) aufgezeichnet sind, bestehen aus einem üppigen Rankenwerk sehr phantastischer Göttergeschichten und ditto Liebesromanen, aus denen man nur leise Spuren einer Schöpfungsgeschichte herauslesen kann, und die ich deshalb hier der Kürze halber weglassen.

Wenden wir uns nach Amerika. Bei den nordamerikanischen Indianern begegnen wir einer Masse von Schöpfungsmythen. Interessant ist die Ähnlichkeit vieler derselben mit denjenigen des finnisch-turanischen Kulturkreises, wonach ebenfalls, und zwar diesmal stets von einem Tier, Erde aus dem Grunde des Urmeers heraufgeholt und daraus die Erde geschaffen wird. Auffallend ist die Ähnlichkeit vieler derselben mit dem finnisch-turanischen Sagenkreis. Auch hier das Heraufholen von Erde aus dem Meeresgrunde, aber stets durch Tiere. Tiere spielen überhaupt bei allen diesen Schöpfungsmythen eine grosse Rolle, ein Hinweis auf den unbewusst richtigen Glauben, dass die Menschen von Tieren abstammen. Bei vielen Stämmen gibt es ausserdem noch eine Anzahl von abweichenden Sagen, die aufzuzählen hier zu weit führen würde.

Die altamerikanischen Völker der Tolteken, deren Nachfolger die Azteken, die Maya und Inkas, besaßen bekanntlich eine sehr hochstehende Kultur, die aber von den spanischen Eroberern samt ihren Trägern im Namen des Christentums auf beispiellos bestialische Weise ausgerottet wurde. Es ist dies eines der schwärzesten Kapitel der Weltgeschichte. Zufolge dieser gründlichen Ausrottungsarbeit ist aus deren Literatur und Ueberlieferung wenig übrig ge-

blieben. Immerhin sind verschiedene religiöse und Schöpfungsmythen bekannt geworden. Der Merkwürdigkeit halber sei daraus nur erwähnt, dass die mexikanischen Azteken, die damals leider noch keinen Calles besaßen, um sich gegen die Eindringlinge zu wehren, bereits an vier Zeitalter glaubten, die dem unserigen vorausgegangen seien: Das erste das Zeitalter des Wassers mit Vorherrschen der Fische, dann das der Luft mit Affen (verwandelten Menschen), das der Vögel und das der Erde mit einer Art Riesen, von denen dann die eigentlichen Menschen abstammen. Der ganze Glauben sieht aus wie eine Ahnung von moderner naturwissenschaftlicher Erkenntnis und der Schöpfungsgeschichte, wie sie uns die moderne Geologie tatsächlich lehrt. Unter den anderen Mythen kommt auch eine Sintflut vor, verursacht durch Verschulden der Menschen.

Primitiver und mit biblischen Einflüssen durchflochten sind die spärlichen Schöpfungsmythen der heutigen Indianer Südamerikas. Die Tiere werden vom Schöpfer als Zweige von einem Baume geschnitten. Auch eine Sintflut kommt vor mit einer Ratte mit Maiskolben statt der Taube mit dem Oelzweig als Friedensboten.

Forschen wir nach dem Schöpfungsglauben unserer Gegenfüssler, der Urbewohner von Australien, Ozeanien und der Malaien, so sind wir überrascht, dieselben doch nicht ganz so primitiv zu finden, wie es manchem auf den ersten Blick scheinen möchte. Dem Charakter der Südseeinsulaner entsprechend, befinden sich ganz liebenswürdige nette Geschichten darunter. So war die erste menschliche Nahrung rote Erde. Nun hatte ein König einen schwächlichen Sohn, der diese nicht vertrug. Der Vater starb vor Kummer darüber und wurde in die Erde versenkt. Aus seinem Magen aber wuchs der Brodfruchtbaum, der dann eine bekömmlichere Nahrung lieferte. — Aus der bunten Sagenmenge seien hier nur folgende aus-

Das Rätsel aller Rätsel ist der Mensch selbst; dass er dieses Selbstverständliche nicht weiss, ist das Merkmal des heutigen Menschen. Er macht sich selbst zu einem Stück seiner Wissenschaft, während doch die Wissenschaft ein Teil seiner eigenen Wirklichkeit ist. Darin liegt das falsche Denken über Wissenschaft, einer jener -ismen, hinter denen ein Glaube und ein Wille steht; alle -ismen sind Götzen, und die Theologie kämpft hier einen Kampf gegen Götzentum. Das ist denn auch der Sinn des Verbleibens einer christlichen Theologie an der Universität, dass sie schon durch ihre Existenz das kritische Bewusstsein der die Wissenschaft betreibenden Kulturgemeinschaft dokumentiert. Das kann sie nur tun, wenn sie kirchliche Wissenschaft (!) ist.

Also Kampf nicht der Vernunft, sondern der Selbstherrlichkeit des Menschen in seiner Vernünftigkeit, Wissenschaft, Philosophie und Kultur. Gerade der Mensch, der es mit der Vernunft ernst nimmt, wird kritisch und beurteilt selbst die nicht kritische Vernunft als ungründlich und unernt.

Der Glaube sieht, wie das geschichtliche Leben in Vergangenheit und Gegenwart hin- und herschwankt zwischen falschem Vernunftstolz und falscher Selbstwegwerfung, zwischen Zynismus und Illusionismus, er sieht ein, dass auf dem Boden des »natürlichen« Menschen etwas Anderes als dieses Hin und Her nicht möglich ist. Glauben heisst, diesen Boden verlassen, vielmehr: Auf einen andern Boden gestellt sein. »Unsere Politeia ist im Himmel,« sagt Paulus. Darum tut der Gläubige alle Geschäfte der Erde mit Ernst und doch wieder ohne Ernst, denn er ist homo viator, Wanderer, der weiss, dass hier nur Herberge und nicht Heimat ist. Alle christliche Ethik ist in diesem Sinne in Tat und Wahrheit nichts Anderes als »Interimsethik«. Was der Glaube hat, wirklich hat, ist die Verheissung dessen, was er jetzt nicht hat. Verbum solum habemus.

Kritik: Brunner hält also nur eine bestimmte Philosophie gefährlich für den Glauben, nicht aber Wissen und Wissenschaft. Es steckt etwas Richtiges in dieser Behauptung, leider! Kennen wir doch Gelehrte, die bei enormem Wissen auch in naturwissenschaftlichen Disziplinen es trotzdem fertig bringen, der christlichen Gemeinschaft nebenher noch anzugehören. Wer aber die Wissenschaft selbst seiner Philosophie zu Grunde legt, wem Philosophie nichts ist als eine zur Weltanschauung erweiterte, ins Weltanschauliche gesteigerte Wissenschaft, muss Br.'s Differenzierungen hier ablehnen. Diese unsere wissenschaftliche Philosophie stützt sich bei ihren Arbeiten immer und immer wieder auf die Realität und Wirklichkeit des realen Kosmos, auch sie meint ihre Urteile über den Menschen nicht nur rein theoretisch, sondern immer existentiell, realistisch. Weil Br. einen total verkrüppelten Wissenschaftsbegriff mit sich herum schleppt — »Wissenschaft hat es nur mit der raumzeitlichen Kontinuität zu tun« — muss er beständig zu falschen Urteilen gelangen.

»Jede besonnene Methodenlehre und Erkenntnistheorie müsste die Widersinnigkeit des Wissenschafts-

monismus dartun.« Hier treffen wir Br. auf einem vielbegannten und bereits ausgetretenen Denkweg der neuern Theologie: Die Erkenntnistheorie als willkommenes Instrument, dem ungestümen Forschungstrieb Zügel anzulegen, die Erkenntnistheorie als ancilla theologiae! Sie setzt scheinbar dem Wissen Grenzen, und das ist es, worauf es dem Theologen ankommt; sind einmal Grenzen da, so hat der Theologe gewonnenes Spiel; denn jenseits dieser Grenze kann nun der Glaube sich in völliger Freiheit und Ungebundenheit ausleben. Daher auch heute noch das zähe Festhalten an Kant und dessen kläglicher Formulierung: »Ich musste das Wissen einschränken, um dem Glauben Platz zu machen.« Erkenntnistheoretische Einwände können uns ohnehin nicht mehr schrecken. Wenn nicht alles täuscht, zersetzt sich gerade heute die ungesunde, hyperkritische Erkenntnistheorie (vgl. hierzu die Arbeiten von Nelson, Schlick, Baumgarten etc.). Soviel betr. Erkenntnistheorie! Betr. Methodenlehre zu streiten mit einem Manne, der von einer biblischen Wissenschaft spricht, die rein von den Voraussetzungen der Bibel ausgeht, das halte ich für ganz aussichtslos.

Nur kurz ein paar Bemerkungen zu seiner »besonnenen« Methodenlehre. In dieser »Besonnenheit« liegt ein Werturteil. Die Gültigkeit der Wertungen hängt ab von dem wertenden Subjekt. Für den Realisten ist natürlich diese Besonnenheitsqualität die hier von vorneherein so viel heisst wie: Geneigtheit zum Beschränken, zum Begrenzen, um dem Glauben Platz zu lassen — in keiner Weise verbindlich, ebenso wenig wie der häufig angetroffene Ausdruck: »Recht verstandene Wissenschaft« im Denkbereich: »Recht verstandene Wissenschaft kann mit dem Glauben nie in Konflikt kommen«, wobei natürlich das Werturteil »Recht verstanden« bereits vom Glauben aus und nicht vom Wissen aus gefällt ist.

Etwas albern scheint uns Br.'s Eiferung gegen die -ismen! Kann doch jede prinzipielle Stellungnahme terminologisch durch einen -ismus zum Ausdruck gebracht werden! Der Kampf der Theologie gegen die philosophischen und wissenschaftlichen -ismen ist ja selbst wieder irgend ein -ismus!

Unglücklich ist auch die Formulierung, dass der Mensch mehr ist als seine Wissenschaft, da Wissenschaft immer nur einen Teil seiner eigenen Wirklichkeit darstellt. Können zwei so verschiedene Dinge wie Mensch und Wissenschaft überhaupt quantitativ gegeneinander abgewogen werden? Der Mensch ist konkrete Realität selbst, das Wissen aber ist eine Theorie über diese Realität. Diese Theorie muss, wie wiederholt festgestellt worden ist, universell sein, muss alles überwölben, auch den Menschen, auch das Subjekt, wiewohl dieses die Voraussetzung zu dieser Theorie ist.

Schliesslich ein kurzes Wort zu den ethischen Schlussbemerkungen Brunners! Ich halte die Auffassung der christlichen Ethik als einer sogenannten »Interimsethik« als die einzig mögliche vom christlichen Standpunkt aus und muss Brunner hier Recht geben. Aber — ist eine Interimsethik überhaupt eine Ethik? Niemals! Setzen wir in einer Herberge, in der wir vor-

gewählt: Auf vielen Inselgruppen gibt es ausser der üblichen Anzahl von gewöhnlichen Göttern einen Hauptgott Tangaroa, je nach dem Ort auch Tangeloa, Kanaloa, Taaroa, Raiatea geheissen, der seit Ewigkeit besteht und Schöpfer und Erhalter von allem und jedem ist. Durch Vermählung mit seinem Weibe o-te-Papa, dem Felsen, hat er alles Uebrige gezeugt. Nach anderer Version sind die vielen Inseln abgefallene Stücke dieses Felsens. Auf Tahiti und andern Orten erzählt man, dass Taaroa seit Ewigkeit bestand, dann seine Schale abstreifte und selbst zur Welt wurde. Sein dabei vergossener Schweiss sei zum Meere geworden. Bei den Maori auf Neuseeland entstand die Welt aus dem Nichts durch den Gedanken und das Begehren, wozu sich nach Bastian noch die Begriffe Nichtsein, Urnacht, Sehnen, Fortdauer des Sehns, Empfindung, Ausbreitung, Pulsieren des Lebens, Gedanke, Geisteswirken, Wunsch, das grosse Lebensrätsel, Glanz der Glorie, Zeugungskraft, Festhalten am Dasein, Wohljust, Gestaltung der Form, Lebensatem, Weltall, Himmel und Erde gesellen. Wenn man viele dieser südeinsulanischen Mythen ihrer poetischen Personifikationen entkleidet und analysiert, wird man häufig auf pantheistischen Grund stossen.

Von den Australiern erzählt Prof. Ziegler, allerdings mit einer gewissen Zurückhaltung, einzelne primitive Sagen. Schreiber dies hat sich intensiv mit diesem Kontinent befasst, konnte aber in keiner weder offiziellen noch privaten Quelle auf Schöpfungsmythen dieses primitiven Volkes stossen, die einigermassen verbreitet gewesen wären.

Die Kosmogonien (Schöpfungsmythen) der Malayen sind derart von anderen Völkern und dem Islam beeinflusst, dass wir sie hier weglassen können.

In Afrika endlich sind die verhältnismässig wenigen Kosmogonien, sofern sie nicht orientalisch oder christlich infiltriert sind, sehr primitiv. Ich möchte daraus nur diejenige der Zulu erwähnen. Ukulunkulu, eine Art »oberster Gott«, kam als Schöpfer selbst aus dem Morast und rief seine Befehle, nach denen dann schön eins um andere zum Vorschein kam.

Ich komme zum Schlusse. Wie eingangs erwähnt, ist es hier unmöglich, genauer auf die Materie einzutreten. Wer mehr wissen möchte, wende sich an die betreffende Literatur. Ich empfehle dabei besonders das für Fr. 250 erhältliche Bändchen Nr. 719 der Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt »Weltentstehung in Sage und Wissenschaft« von K. Ziegler und S. Oppenheim, das bei diesem Aufsatz mitbenutzt wurde.

Wenn wir bedenken, dass unsere Mittel und Wege zur wissenschaftlichen Erkenntnis den angeführten Völkern fehlten bzw. fehlen, müssen wir doch sagen, dass wenigstens einige dieser Schöpfungsmythen mindestens so viel Sinn haben, als die heute noch gültige christliche. Die kritische Forschung kann aus allen diesen religiösen und kosmogonischen Sagen wertvolle Schlüsse und Parallelen in Bezug auf Kulturgeschichte, Psychologie sowohl als auch auf die Beziehungen dieser Völker zu anderen. Ich verweise nur auf die Analogien innert der indogermanischen Völkergruppe. Das können wir überall sehen, dass, wo namentlich bei primitiven Menschen, das Erkennen und das Wissen aufhört, das Vermuten und schliesslich das Glauben anfängt — auf Kosten der Wahrheit natürlich.

übergehend Unterkunft finden, Leib und Seele daran, eine sittliche Ordnung zu schaffen? Nein! Ist es nun nicht unsittlich, empörend unsittlich, alle Kinder und deren sittliche Erziehung für sich zu reklamieren mit dem Anspruch, die christlich-religiöse Ethik als die einzig mögliche Sittlichkeit zu vertreten, wenn man dann doch zugeben muss, dass das alles nur mit halbem Ernst betrieben wird, ohne dass der ganze Mensch dahinter steht, da alles Irdische für den Christen nur den Charakter des Beiläufigen und Vorläufigen hat?

Nach allem, was hier dargestellt worden ist, kann die protestantisch-evangelische Theologie die Feuerprobe einer Kritik, die aus dem gegenwärtigen Zeitgeist heraus das Problem anpackt, nicht bestehen. Mit ihrer gebrochenen, gelähmten Methodik und ihrer unklaren Zielsetzung ist sie der Universität unwürdig; sie muss an der Universität ersetzt werden durch die Religionswissenschaft.

Es ist möglich, dass ich jetzt noch überhört werde; die kommende Generation wird diese Kämpfe durchkämpfen, sie wird mir Recht geben.

Die Frau nach kirchlicher Wertung.

Da die Frauen die treuesten Anhänger und Verfechter der Kirche sind, mag es nichts schaden, ihnen wieder einmal vor Augen zu führen, welche Wertung sie durch die Kirche geniessen. Wir lassen dabei christlichen Glaubenshelden, die von der Kirche heiliggesprochen worden sind, das Wort:

Der heilige Anselm, Erzbischof von Canterbury, eine der mächtigsten kirchlichen Gestalten des 11. und 12. Jahrhunderts, der noch heute wegen seiner grossen Gelehrsamkeit und Heiligkeit von der katholischen Kirche gefeiert wird und verehrt wird, äusserte sich über die Frau folgendermassen: »Das Weib ist ein süsses Uebel (Dulcemalum); es zerbricht die männliche Kraft durch seine ränkevollen Liebkosungen. Als teuflische Hefe (faex Satanae) geht es einher mit schönen Kleidern geschmückt, das Haar gekämmt, um zu verderben, mit Schminke gefärbt seine Aeuglein. Nichts Schädlicheres gibt es, als das Weib, durch nichts richtet der böse Feind mehr Menschen zugrunde, als durch das Weib. Auf tausenderlei Art greift das Weib uns an, und Viele zu verderben gilt ihm als grosser Gewinn. Fliehe, heiliger Mann, die Unterhaltung mit Frauen. Alle Feuer der Leidenschaft entzündet das Weib. Könntest du in sie hineinsehen, du würdest sehen, welchen Schmutz ihre weisse Haut bedeckt. O Hirten, haltet die Wölfinnen von euren Herden fern! Das Weib ist der Tod der Seele. Glaube mir, Bruder, jeder Verheiratete ist unglücklich; hat er ein hässliches Weib, so hasst er es; hat er ein schönes Weib, so fürchtet er die Ehebrecher; wird sie schwanger, so fürchtet er, dass das Kind nicht sein Kind ist. Das Weib scheut vor nichts zurück; sie wagt, was immer die Sinnenlust ihr eingibt.«

Eine ähnliche niedrige und erschreckende Auffassung von der Frau hat der ehemalige Erzbischof Hildebert von

Tours. Er sagt: Das Weib ist treulos, ist schmutzig, ist wert der Fesseln; sein Geist hat geringes Bewusstsein, ist unstät, gottlos und voll von Gift. Das Weib ist eine böse Schlange, eine lebensgefährliche Grube, ein beweglicher Abgrund. Alles nimmt es in sich auf; Alle täuscht es, für Alle ist es zu haben. Das Weib ist ein schrecklicher Nachtvogel, eine offene Tür, ein häufig begangener Weg. Fressender als Feuer, grausamer als die Natter ist dein Leben, o Weib. Wer dir vertraut, für den sind viele Uebel bereitet. O Elende, o Unersättliche und Unersättigte! Eher bitte ich die höchste Gewalt, dass sie all das Meinige von Grund auf zerstöre, als dass auch nur Etwas vom Meinigen in dir in Berührung komme.«

Der heilige Chrysostomus schrieb über das Weib: »Was ist das Weib anders, als eine Feindin der Freundschaft, eine Strafe, der man nicht entrinnen kann, ein notwendiges Uebel, eine natürliche Versuchung, ein Unglück, das das Verlangen reizt, eine häusliche Gefahr, ein süssschmeckender Schaden, ein Uebel der Natur mit schöner Farbe übertüncht?«

Warum das Weib nun in den Augen der katholischen Kirchenväter so tief steht, erklärt uns der Lehrer des heiligen Thomas von Aquin, Alexander von Hales, der an einer Stelle sagt: »Der Gang, wie sich die göttliche Lehre verbreitete, ist folgender: Sie stieg von Gott in Christus, von Christus in den Mann und von dem Mann in das Weib hinab. In umgekehrter Weise verbreitete sich die teuflische Lehre; sie kam zuerst ins Weib, das ja weniger Unterscheidungsvermögen besitzt, und vom Weibe in den Mann.« Er wollte damit also sagen, was andere vor und nach ihm auch direkt ausgesprochen haben, dass durch das Weib die Sünde in die Welt gekommen sei.

Es würde nun zu weit führen, wenn wir hier all das anführen wollten, was prominente katholische Kirchenväter alles über die Frau gesagt haben. Es ist viel Hässliches und nichts Schmeichelhaftes für das weibliche Geschlecht. Noch im 17. Jahrhundert stritten sich einige über die Frage, ob Frauen Tiere oder Menschen seien und ob sie überhaupt eine Seele hätten. Dass die katholische Kirche auch heute noch eine erbitterte Feindin der Frau im allgemeinen und der modernen Frau im besonderen ist, weiss wohl jeder, der die Zeitungen in den letzten Jahren aufmerksam gelesen hat. Noch immer lehnt die katholische Kirche die Gleichberechtigung der Frau und — wie man aus den letzten von österreichischen und bayerischen Bischöfen erlassenen Hirtenbriefen weiss — alles ab, was mit der Erhöhung und Verschönerung des weiblichen Körpers (mitunter sogar des männlichen) zusammenhängt. Körper und Geschlechtsleben sind für den katholischen Klerus untrennbare Dinge geworden. Und da der heilige Augustinus die »Sünde des Geschlechtstriebes« mit dem Begriff der Erbsünde gleichstellte, so erklärt sich dieser Kampf, der schon Jahrhunderte lang mit grosser Energie von der Kirche geführt wird.

Wohin das aber führt, ersieht man vielleicht daraus, dass das Brevier, das offizielle Gebet- und Erbauungsbuch des katholischen Priesters, vom heiligen Aloysius von Gonzaga

Freidenkertum und Religion.*)

(Eine Buchbesprechung.)

Die Tendenz des Buches ist eine durchaus versöhnliche: Die beiden grossen Geistesgebiete, die im Titel nebeneinander gestellt werden, sollen sich nicht gegenseitig bekämpfen und aufreiben, sondern in inniger Synthese vereinigen. Eins werden im Ziel und Ende einer »Freien Religion«. Trotz allen gegenteiligen Beteuerungen kommt der Verfasser doch um einen Kompromiss nicht herum, denn es sind beide Gebiete, sofern sie konsequent ausgebaut worden sind, geschlossene Kreise, und zwar der Kreis des Freidenkertums beruhend auf der Gewissheit der Existenz einer einzigen realen Welt, der Kreis der Religion beruhend auf der Annahme zweier Welten, einer irdischen Welt und einer Gotteswelt. Damit haben wir die Differenz auf die schärfste und einfachste Formel gebracht. Eine Synthese, eine Aufhebung des in der oben formulierten Alternative angegebenen Widerspruches, kann nun nicht anders erreicht werden als dadurch, dass man aus beiden Kreisen Knochen und Rückgrat herausinterpretiert und die übrig bleibenden schwammigen Gebilde zusammenknetet zu einem unklaren Begriffsbrei. Beide Teile geben wesentliche Stücke ihres Inhaltes und ihrer Forderungen preis, um sich gegenseitig zu vertragen und homogenisieren zu können: Was braucht's noch mehr zu einem Kompromiss? Im Einzelnen:

1. Freidenkertum: Gerne sehen wir in diesen Ausführungen einen ehrlichen Versuch, uns und unserer Sache nach Kräften gerecht zu werden. Nichts von den landesüblichen einfältigen Beschimpfungen! Weithin können wir mit dem Verfasser einig gehen,

wenn er als die positiven und aner kennenswerten Seiten des Freidenkertums herausstellt dessen Diesseitigkeit und daraus resultierende Aktivität und Kulturfreudigkeit gegenüber dem passiven Kulturpessimismus aller Jenseitsreligionen. Aber in einem Punkt versagt der Verfasser: Er kann nicht einsehen, dass Freidenkertum — wenn wir schon einmal diesen Namen gebrauchen wollen — steht und fällt mit der Anerkennung des methodisch-universalen Prinzips aller Wissenschaft. Bleibt nur eine einzige Stelle von wissenschaftlicher Betrachtung ausgeschlossen, so baut sie der religiöse Gegner zur Angriffsposition aus gegen unsere Auffassung. Der Verfasser steckt immer noch in dem grossen Irrtum, als hätte es das Freidenkertum nur mit Naturwissenschaft zu tun und nicht auch mit den Geisteswissenschaften. Er schreibt und begründet deshalb Seite 28 die These: »Der modernen Naturwissenschaft verbietet ihr Selbstbewusstsein geradezu, mit dem Anspruch einer philosophischen Universalienkenntnis aufzutreten.« Sie habe es zu tun mit einem Stück Welt, unter einem ganz bestimmten Gesichtswinkel gesehen. Dem gegenüber halten wir fest an der Forderung der Universalität aller Wissenschaft, beanspruchen für uns also auch die Geisteswissenschaften. Selbstredend vertritt der Verfasser auch noch das Dogma, das als Kern und Bollwerk aller christlichen und idealisierenden Philosophie angesehen werden darf: Weil das Subjekt nie Ding unter Dingen, sondern immer Voraussetzung zu allen Betrachtungen ist, gehört es einer andern, göttlichen Welt an. Dem gegenüber wir: Gewiss ist das Subjekt das ewige Apriori zu allen Ueberlegungen und Erwägungen, weil es — mag es noch so banal klingen, es ist so — eben als instrumentum diese Ueberlegungen erst ermöglicht; deswegen sehen wir uns nicht im Geringsten veranlasst, das Subjekt weil es der direkten Objektivierbarkeit tatsächlich entzogen ist, nun aus der

*) Oskar Ewald: Freidenkertum und Religion. Rotapfelverlag Zürich und Leipzig. 134 S.

rühmend hervorhebt: »Um unreine Versuchungen zu verhindern, vermied er sorgfältig, seine eigene Mutter anzusehen.« Andere Heilige sollen, so wird zur Erbauung des eifrigen Priesters erzählt, sich schon als Säuglinge geweigert haben, die Brust ihrer Mütter oder Ammen zu nehmen, weil sie eine nackte Frauenbrust nicht berühren wollten.

Hierzu stehen allerdings die Schriften, die die Heiligen selbst geschrieben haben, vielfach in krassstem Widerspruch. So berichtet z. B. der heilige Augustinus in seinen »Confessiones«, dass er sich von seinem 16. Lebensjahre an im Wahnsinn der Wollust, umtost von dem eklen Gewirr schändlicher Liebeshändel gelebt« und sich »in seinem Kote wälzend die Zügellosigkeit der Lüste gesucht« habe. Aber wer macht sich wohl die Mühe, diese alten Schriften der Heiligen zu lesen? Heute verurteilt die katholische Kirche jedenfalls alles, was irgendwie mit dem Leib zusammenhängt: das Weib, das Sexuelle, die Zeugung, den Geschlechtsverkehr, die Ehe, die bekanntlich von Priestern nicht eingegangen werden darf, trotzdem man ihr sakramentalen Charakter gab, Körperpflege, die Hygiene, den Sport und die Leibesübungen. Alles das ist der katholischen Kirche nichts oder fast nichts; »denn Gott siehet die Seele und nicht den Körper!«

Diese frommen Weibverächter können sich auf den Apostel Paulus stützen, der in seinem ersten Brief an die Korinther die Männer wiederholt vor dem Heiraten warnte. Er schrieb: »Bist du an das Weib gebunden, so suche nicht los zu werden; bist du aber los vom Weibe, so suche kein Weib.« In demselben Briefkapitel: »Welcher verheiratet, der tut wohl; welcher aber nicht heiratet, der tut besser.«

G. T. Dorb.

Ueber den Ursprung offenkundiger Gesetze und Religionen.

Aus Niccolò Machiavelli: *Discorsi sopra la prima Deca di Tito Livio*.

König Numa Pompilius war zur Einsicht gelangt, dass die Organisation des Staates und seine Gesetze, durch welche Rom mächtig geworden war, den Anforderungen der Zeitverhältnisse nicht mehr genügten, und dass deshalb eine Reorganisation des Staates und seiner Gesetze eine dringende Notwendigkeit sei. Allein er wusste aus vieljähriger Erfahrung, wie überaus schwierig es sei, den Senat für Neuerungen zu gewinnen, und wie noch viel schwieriger die Aufgabe sei, ihn mit reinen Vernunftgründen zu überzeugen. Denn der Staat und seine politischen Bedürfnisse sind sehr komplizierte Dinge, die wohl ein erfahrener und kluger Staatsmann übersehen und richtig einschätzen kann, deren Notwendigkeit dagegen der unerfahrene und oberflächliche Politiker nicht leicht einsieht.

Obwohl Numa in hohem Masse das Vertrauen des Senates genoss, fürchtete er doch, dass für die erforderlichen Neuerungen sein Prestige und seine Redekunst nicht ausreichten, um dafür die Zustimmung des Senates zu gewinnen, und dass er dessen Widerstand nur werde überwinden können, wenn er sich bei seinen Forderungen auf die Autorität Gottes stütze.

Er fingierte daher, mit der Nymphe Egeria eine Zusammenkunft gehabt zu haben, und von dieser die religiösen und bürgerlichen Gesetze empfangen zu haben, die für Rom sollen Gültigkeit haben.

Auf gleiche Weise verfuhr Lykurg, um die Spartaner zu veranlassen, seine Gesetze einzuführen. Er liess seine Mitbürger glauben, die Gesetze seien ihm von der Pythia in Delphi offenbart worden.

Zur selben List griff Solon.

Desselben Verfahrens bedienten sich namentlich auch die Redaktoren der biblischen Gesetze. Sie ersannen zu diesem Zwecke die bekannte Fabel des Moses auf dem Berge Horeb und dem Sinai.

Dasselbe tat der Araberkönig Mohammed, als er seinem Volke bekannt gab, seine Gesetze seien ihm von einem Engel Gottes offenbart worden.

Soweit Machiavelli.

Wäre es ihm gegeben, heute eine Investigationsreise durch die protestantische Schweiz ausführen zu können, dann würde er erstaunt die Wahrnehmung machen, wie jedes Dorf einem Herrn untersteht, der nach berühmten Mustern von sich behauptet, er sei der Diener am Worte Gottes, er lehre und verkünde die Gebote und den Willen Gottes. Als Italiener wäre Machiavelli noch erstaunter darüber, wie das Gros des Volkes die unerhörte Anmassung dieser Herren leichtgläubig und kritiklos hinnimmt. Freilich würde es seinem ungewöhnlichen Scharfblick wohl nicht lange entgehen, dass diese unkritische und abnormale Leichtgläubigkeit nicht spontan ist, sondern die Frucht einer wohldurchdachten Schulddressur.

Nach Italien zurückgekehrt, würde er voraussichtlich Mussolini dringend empfehlen, die bisherige Schul- und Lehrfreiheit Italiens abzuschaffen und schleunigst zu ersetzen durch das famose Schulregime der Schweiz. B. Fr.

In- und Ausländisches.

Die französische Regierungserklärung.

Es ist bezeichnend für den heutigen Geist der »N. Z. Z.«, dass sie bei der Wiedergabe des Programmes der französischen Regierung, welches am 7. Juni in der Kammer und im Senat verlesen wurde und mit erdrückender Mehrheit von der

real-kosmischen Seinssphäre hinaus in eine andere, göttliche Welt zu rücken. Im Apriorismusproblem kämpft ein neuer philosophischer Begriff um Geltung und Anerkennung: Der Begriff des relativen, instrumental Apriori.

In dieser Frage der Universalität aller Wissenschaftlichkeit versagt uns also der Verfasser unser Recht und bricht aus unserem Wissenschaftsmonismus das Rückgrat heraus.

2. Religion: Da vertritt der Verfasser seinen eigenen, persönlichen religiösen Standpunkt, der sich aber keineswegs deckt mit der landläufigen Auffassung von Religion. Ähnlich Tolstoi bezeugt er: »Die Wirklichkeit des sittlichen Prinzips, die Lebendigkeit des Guten, das alles ist Gott.« Dieses blosse, rein ethische Gottesschema ist nun bei Ewald eben verlagert in dem aller Objektivierbarkeit entzogenen Subjekt. »Nichts anderes ist aber seit jeher unter dem Göttlichen, der Gottheit, unter Gott verstanden worden (??? Der Referent), wenigstens von denen, die den Sinn dieses Begriffs richtig erfasst haben.« (!) Wenn nur nicht jeder Gläubige meinte, gerade er habe nun den Sinn des Gottesbegriffes klar erfasst! Der Verfasser spricht hier einfach in seinem eigenen, ganz persönlichen Namen und nicht im Namen dessen, was man nach Tradition und Uebereinkunft als Religion ansprechen darf. Für uns sind diese Ausführungen in keiner Weise verbindlich, heute weniger als je; da gerade die bedeutendsten Konfessionen sich gründlich distanzieren von diesem Subjektivismus und klar und deutlich, aller Menschenvernunft zum Trotz, auf die Anerkennung einer »Objektivität« Gottes und einer konkreten Geschehenswirklichkeit der Offenbarung hinarbeiten.

Mit dürren Worten: Das Freidenkertum kann das Subjekt nie objektivieren — und gerade in diesem Subjekt sitzt nun der ganze Gott. Wie schön doch die Rechnung aufgeht! Bekanntlich ist Gott ja immer gerade dort, wo der Verstand und das Wissen nicht mehr hinreicht. Haben wir uns erst einmal zu diesem Ewaldschen Standpunkt durchgerungen, so werden wir an der Hand genommen und — nur nicht genau hinsehen! — weiter hineingeführt in heiliges Land. Denn ohne Jenseitswelt geht's nun auch bei Ewald nicht ab, das ist

die beste Probe auf das oben statuierte Charakteristikum aller Religion. »Religion ist nicht nur eine Lehre vom Jenseits (Versteht Du!), sie ist vielmehr Grundlegung des Lebens. Das Leben aber fasst Diesseitigkeit und Jenseitigkeit in sich; es ist vom Jenseitigen aufs Diesseitige gerichtet.« Da haben wir ja wieder die Zweiweltenlehre! Alle die schönen Worte von den Ewigkeitsquellen der Unendlichkeit, die wir in uns rauschen hören, sind phraseologische Verbrämung!

Prüfen wir zum Schluss rasch die Ausführungen zur Ethik! Hier macht uns der Verfasser zum Vorwurf, dass wir das Problem des Bösen zu leicht nehmen und deswegen in unserer Kulturfreudigkeit einen etwas oberflächlichen Optimismus an den Tag legen. Wer aber den Leidensweg des religionsfreien, wissenschaftlichen Denkens in der Geschichte der Menschheit verfolgt (Mauthner!), steht stark unter dem Eindruck, dass niemand so intensiv sich mit dem Bösen habe befassen und auseinandersetzen müssen wie gerade dieser freie Gedanke. Aber auch grundsätzlich darf das wissenschaftliche Denken ja keiner kosmisch-realen Erscheinung aus dem Wege gehen, muss alle mit gleicher Sorgfalt und Genauigkeit prüfen; es hat sich sehr gelegentlich mit dem Problem des Bösen beschäftigt, und gerade als Resultat dieser eindringenden Arbeit am Gegenstand ist die Behandlung dieser Spezialfrage aus moralisierend-theologischen Aspekten immer mehr hinübergeglitten in eine psychologische und psychanalytische Betrachtungsweise.

Wir möchten aber am Schluss nicht zurückhalten mit unserem Dank an den Verfasser. Wer formell so anständig mit uns unterhandelt, wird uns immer zur sachlichen Diskussion bereit finden. Die Lektüre können wir allen Freidenkern bestens empfehlen. Sie zeigt an einem scharf umrissenen Schulbeispiel die unhaltbare weltanschauliche Situation desjenigen, der auf dem gewiss beschwerlichen Weg von der Religion zum Wissen im Schnittpunkt beider Geistesgebiete erschöpft stehen bleibt und nun diesen unmöglichen Standpunkt mit besten Gründen und Kräften sich und seinen Mitmenschen plausibel zu machen versucht. Er schärft und stärkt damit unser eigenes kritisches Denken und Urteilen.

Dr. E. H.